

Zwischen Hörrohr, Handy und Fußballplatz

Josy Kühberger ist Kassenhebamme und lebt mit Mann, vier Kindern und Hund im Südburgenland. Ihre Arbeitsschwer- und Höhepunkte liegen in der Schwangerschaftsbegleitung, der Hausgeburtshilfe und der Wochenbettbetreuung (auch nach Krankenhausgeburt). Hier gibt sie uns Einblick in ihr Arbeits-Leben.

Jeden Morgen der schlaftrunkene Griff zum Handy. Eh keinen Anruf überhört? Nein, gut. Aufstehen. Dann: SMS und WhatsApp checken. Die jungen Mamas schicken gern Fotos und Nachrichten beim nächtlichen Stillen: „Kannst du heute vorbeikommen?“, „Ist das eh okay wie der Nabel aussieht?“ Kinder aus den Betten schmeißen, morgendliches Chaos, alle zum Bus bringen, wieder heimfahren, Tasche packen: Brauche ich heute den Laser? Konakion geht auch schon wieder aus. Der Steffi hab ich das Buch über „Spinning Babies“ versprochen.

Ein guter Tag

Um acht Uhr erster Hausbesuch. Schwangerschaftsvisiten, Wochenbetten, viel viel Stillberatung, Standard-Untersuchungen von Blutdruck bis Leopold'sche, reden, zuhören, zuhören und noch mehr zuhören. Das tägliche Hebammenallerlei, die gleichen Erklärungen mehrmals am Tag, so normal für uns, so neu für die Frauen.

Nicole sieht heute müde aus: „Wie war deine Nacht?“ Tränen, sie hat nicht geschlafen, der Mann ist auf Montage. Wir rufen ihre Schwester an, ein Glück, sie hat Zeit, um die Großen vom Kindergarten abzuholen, zu kochen und mit der ganzen Bande spazieren zu gehen. Geistige Notiz, sie die nächsten Wochen besonders im Auge zu behalten. Und weiter geht's.

Dazwischen Telefonanrufe. Während der Besuche drück ich sie weg und rufe dann aus dem Auto zurück. Die Freisprechanlage ist eine tolle Erfindung, das Auto ein mobiles Büro. So verfliegt die Zeit. Juhu, der Paul hat schon sein Geburtsgewicht erreicht. Das Baby von Maria hat sich gedreht. Fast immer schaffe ich es kurz vor den Kindern heimzukommen, aber halt nur kurz. Also schnelle Küche, irgendwas mit



Nudeln. Die letzten Rückrufe beim Gemüseschneiden per Head-Set, noch so eine praktische Erfindung. E-Mails checken, während das Spaghetti-Wasser heiß wird, PKU-Karten nachbestellen, sehr viel geht über Internet. Die Kinder trudeln ein. Essen, Aufgaben, Familienzeit. Buben zum Training bringen. Im Auto ein Anruf: „Du, meine Brust ist ganz hart und rot“, „Okay, bin ganz in deiner Nähe“. Buben absetzen, bei der Frau vorbeischaun, Buben abholen. Manchmal gibt's das perfekte Timing. Sonst heißt es später noch mal ausrücken.

Abend. Ruhe kehrt ein. Schön. Jetzt nur noch nachlesen

wegen der Schilddrüse, immer vergess ich die Grenzwerte. Vor dem Einschlafen ein letzter Blick aufs Handy: Ist es eh auf laut gestellt? Ist es angesteckt? Wer ist schnell nochmal am Termin?

Wächterinnen über eine zeitlose Zeit

Denn es gibt auch die anderen Tage. Die beginnen meist noch im Schutz der Dunkelheit. Das Handy klingelt. Ich husche ins Bad, um meinen Mann nicht zu wecken und rauszufinden: Ist das ein Warnanruf oder soll ich schon kommen? Ich soll kommen. Beim Verlassen des Hauses denke ich: „Morgen um diese Zeit bin ich ziemlich sicher schon wieder daheim“. Eine nächtliche Fahrt durch leere Straßen. Ich bin immer froh, wenn das Wetter gut ist, die Frauen nicht zu abgeschieden wohnen. Noch einmal alles durchdenken. Gibt es etwas Besonderes zu berücksichtigen? Was ist bei dieser Geburt zu erwarten?

Ankommen.

Und dann geschieht das Seltsame. Kaum betritt man das Haus, verändert sich die Wahrnehmung. Das Handy ist auf lautlos gestellt. Die heimatlichen Wäscheberge, die Steuererklärung und der Zahnarzttermin verlieren ihre Dringlichkeit. Der Alltag verblasst. Die Zeit wird träge, bleibt stehen, löst sich auf. Man wird Teil einer verborgenen Insel im Jetzt. Hier gibt es nur diese eine Frau, dieses eine Kind. Das Warten hat begonnen. Es dauert solange es dauert.

Und dann... noch ein bisschen Geduld... und dann... noch ein wengerl Mut... du schaffst das... du schaffst das... und dann... ist es geschafft.

Es ist da. Lachen, weinen, staunen, noch mehr lachen, noch mehr staunen. Irgendwann: zusammenräumen, dokumentieren, essen, anstoßen, die Waschmaschine befüllen, alle ein letztes Mal durchchecken, noch ein paar Verhaltensregeln deponieren. „Danke, dass ich dabei sein durfte, wir sehen uns in ein paar Stunden“.

Heimfahren. Nach den ersten Hausgeburten hab ich im Auto die Musik aufgedreht, laut mitgesungen, ganz im Endorphin-Flash. Je älter ich werde, desto demütiger werde ich. Jetzt fahre ich still heim. Manchmal bleib ich stehen, bewundere den Sonnenaufgang oder einfach die Aussicht. Alles ist gut gegangen. Ich bin dankbar, habe das Gefühl, dass die Welt ein besserer Ort geworden ist mit diesem Kind, in Liebe und Geborgenheit geboren.

Sieben Tage, 24 Stunden

Selbstständigkeit heißt selbst und ständig. Sieben Tage die Woche, 24 Stunden am Tag. Am Wochenende besuche ich nur Frühwöchnerinnen und dringende „Fälle“. Gänzlich freie Tage ohne eine einzige Visite sind selten, oder wie es meine Tochter auszudrücken pflegt: „Uh Mama, Sonntag und kein Hausbesuch? Foine Dame!“

Doch kann ich mir die Zeit frei einteilen. Wenn das Wetter



gut ist, geh ich morgens Rad fahren, verschiebe die Visiten auf später, frühstücke mit einer Freundin oder kann ein vergessenes Turnsackerl nachbringen - mein Tagesablauf ist flexibel. Nicht nur das Wann und Wie, sondern auch die Dauer und Menge meiner Arbeit kann ich selbst bestimmen. Das genieße ich sehr!

Nur Geburten lassen sich nicht planen. Natürlich wusste ich von Anfang an, dass Hausgeburtsilfe bedeutet, jederzeit abrufbereit zu sein. Aber die Realität ist nochmals anders als die Vorstellung. Dauerrufbereitschaft bedeutet Verzicht: auf keinen Berg gehen, wenn das Herbstwetter auch noch so lockt (weil zu weit weg), kein spontaner Kinobesuch (weil kein Empfang), kein Glas Wein am Abend in gemütlicher Runde (weil ich vielleicht noch weg muss). Nach all den Jahren hab ich mich noch immer nicht daran gewöhnt.

Die leidige Rufbereitschaft

Dauerrufbereitschaft ist nicht nur für mich eine Belastung, sondern für mein gesamtes Umfeld. Die enttäuschten Gesichter meiner Kinder, als sie umdrehen mussten, genau in dem Moment, als wir die Therme betreten haben. Ihre Sorgen, als sie klein waren: Ob ich wohl zu ihrem Geburtstag da sein werde, zu Weihnachten, zur Schulaufführung? Wenn das Telefon läutet, geht man, egal ob man grade in eine Diskussion mit einem Teenager verwickelt ist, sich ein Bad eingelassen hat oder der Germteig so weit wäre und ins Rohr könnte. Man lässt alles liegen und stehen und geht.

Eine Blitzumfrage bei meinen Kindern am Frühstückstisch, wie sie meinen Beruf so finden, ergab die gewohnt poin-



tierten und ernüchternden Antworten: „Eh super“ (2mal), „passt schon“ (1mal), „nervig“ (1mal). Merke: Man sollte Teenager nicht zu dieser Tageszeit mit unnötigen Fragen belästigen. Aber ich glaube, dass sie auch von unserem manchmal herausfordernden Lebensalltag profitiert haben. Wären sie auch ohne ihn diese wundervoll selbstbewussten, selbstständigen jungen Menschen geworden? Wenigstens kann ich mit Sicherheit sagen, dass die zukünftigen Freundinnen meiner Buben etwas von meiner Hebammerei haben werden. Denn immerhin kennt nicht nur meine Tochter Erste-Hilfe-Maßnahmen bei Milchstau, sondern auch jeder meiner Söhne, haben sie sie doch „1000mal am Telefon mitgehört“. Jetzt wo die Kinder größer sind, ist alles leichter. Trotzdem: Alleine wäre es nicht gegangen. Mein Mann hat mir immer den Rücken frei gehalten. Hebammenmänner sind die heimlichen Super-Heros! Dazu hatte ich das Glück Nachbarinnen und Freundinnen zu haben, die auf alle erdenklichen Arten eingesprungen sind. Wie es ein Dorf braucht, um ein Kind großzuziehen, braucht es manchmal auch ein Dorf, um ein Kind zu gebären.

Ein Netz

Ohne Kolleginnen würde es ebenfalls nicht funktionieren. Hebammen brauchen Hebammen. Nicht nur, wenn es um Vertretung bei Hausbesuchen oder Elternberatung geht. Wie oft habe ich schon zu unmöglichen Zeiten angerufen. Denn manchmal braucht es das Ohr einer Hebammenfreundin, als Bestärkung, als Korrektiv, oft einfach zum Zuhören. Eine, die versteht, wie es sich anfühlt, so nah bei den Frauen zu sein,

so viel Einblick zu bekommen, was es bedeutet, Entscheidungen zu treffen, von denen manchmal so viel abhängt. Danke, liebe Romana, Catherine, Sonja, Elisabeth, Petra und ihr Alle!

Auch die Kolleginnen im Krankenhaus braucht es so sehr! Ich frage mich oft, ob ihnen bewusst ist, wie gut es nicht nur den Frauen tut, sondern auch mir, dass sie uns immer einen so warmen Empfang bereiten, wenn es daheim doch nicht hat sein sollen.

Das Miteinander ist insgesamt größer geworden, auch was die betreuenden ÄrztInnen betrifft. Noch vor ein paar Jahren schienen die Gräben zwischen außerklinischem und klinischem Bereich un-

überwindbar. Besonders die Hausgeburtsfrauen bekamen das oft zu spüren. Das kommt jetzt kaum mehr vor. Mittlerweile hat sich hier fast überall ein respektvolles und einander wohlgesonnenes Zusammenarbeiten entwickelt. Das hinter Ideologien versteckte Dinosaurier-Denken beider Seiten stirbt langsam aus. Möge es in Frieden ruhen!

Pfeffer und Salz

Das Allerbeste an der Freiberuflichkeit sind aber die Frauen. Es macht so viel Freude, sie wirklich kennenzulernen und eine Zeit lang Teil ihres Lebens zu sein, zuzusehen wie sie wachsen und über sich hinauswachsen, immer mehr sie selbst werden. Kontinuierliche Eins-zu-eins Betreuung schlägt sich nicht nur in guten Outcomes und Statistiken nieder, sondern tut auch den Hebammen gut. Letztendlich sind es doch die Verbindungen mit Menschen, die dem Leben seinen Wert geben.

Oft hält der Kontakt weit über die ersten Lebenswochen hinaus, und man bleibt Teil der kleinen Höhen und Tiefen ihres Alltags. Auch diese Konstanz gehört zur Hebammenarbeit. Manchmal avanciert man über die Jahre zur Haus- und Hofhebamme einer Familie oder eines ganzen Freundeskreises. Es ist schön, wiederzukommen und zu sehen, wie die Geschwisterkinder gewachsen sind und nahtlos wieder dort ansetzen zu können, wo man aufgehört hat. „Wie geht's dir in dieser Schwangerschaft mit der Migräne?“, „Bist du bei den Beckenboden-Übungen drangeblieben?“, „Kannst du mir das Rezept für deinen Schokokuchen nochmal geben? Ich find es irgendwie nimmer.“

Wenn die Frauen das Salz in der Hebammen-suppe sind, dann sind ihre ganz speziellen Lebensumstände der Pfeffer. Freipraxis bedeutet auch Spaß, das Kennenlernen von bunten Lebensentwürfen und das Erleben von manchmal skurrilen Situationen.

Unvergesslich die Geburt von Katja, als Toffee, ihr großer, sanfter Therapiehund, während der Wehen nicht von ihrer Seite gewichen ist. Irgendwann war er so erschöpft vom Sie-nicht-aus-den-Augen-Lassen, dass er im Sitzen eingeschlafen ist. Sowas hab ich noch nie gesehen.

Oder wie Antonia so traurig war, weil ihre Schwester nicht rechtzeitig aus den USA zur Geburt kommen konnte. Da hatte ihre Teenie-Tochter die rettende Idee: eine Skype-Verbindung mit New York. Wenigstens virtuell konnte sie dabei sein. So viele Freudentränen hat es in diesem stylischen Büro in Manhattan wohl noch nie gegeben.

Oder wie Daniela so gern ein Entspannungsbad nehmen wollte, draußen im Sonnenschein. An diesem Tag voller Möglichkeiten machte ihr Mann einfach alles möglich: ruckzuck stand eine Badewanne auf der Blumenwiese, ein Sonnenschirm dazu, und fertig war der Luxus-Wehen-Garten. In diesen Momenten liebe ich diesen Beruf noch mehr.

Der Preis der Dinge

Als Landhebamme bin ich gute 30.000 km im Jahr mit dem Auto unterwegs. Das heißt, ich habe auf meiner Hausbesuchstour bis jetzt neun Mal die Erde umrundet. Ein paar Kilometer noch, dann ist es einmal die Strecke Erdmond. Klingt lustig, bedeutet in Realität einfach nur unzählige Stunden unbezahlter Arbeitszeit. So ist das nämlich aus Sicht der Krankenkasse: Fahrzeit ist keine Arbeitszeit. Rufbereitschaft ist keine Arbeitszeit. Telefongespräche, E-Mail-Verkehr, Dokumentation, Abrechnung, Steuer, Büro-Organisation, Fortbildungen, die vielen Kleinigkeiten vom Sterilisieren der Instrumente bis zum Einkauf von Einmal-Handschuhen – alles Freizeit...

Stelle ich also den tatsächlich gearbeiteten Stunden unsere mehr als bescheidenen Tarife gegenüber, dann komme ich zu einem kläglichen Ergebnis. Unterm Strich bleibt nicht viel übrig. Da muss man nicht einmal den Vergleich mit anderen Berufsgruppen mit ähnlichem Verantwortungsbereich bemühen. So berechnet hatten bisher meine Kinder in jedem ihrer Ferienjobs einen höheren Stundenlohn als ich.

Das kann man nicht schönreden. Ich verstehe jede Kollegin, die den Kassenvertrag zurückgibt. Ich denke auch jedes Mal darüber nach, wenn ich die Quartalsabrechnung mache. Die Zahlen schwarz auf weiß zu sehen, ist frustrierend. Die gesundheitspolitische Kurzsichtigkeit, die der Gesamtvertrag ausdrückt, macht mich wütend. Ausgerechnet dort zu sparen, wo am Allermeisten an Prävention und Gesunderhaltung möglich ist.



Der Wert der Dinge

Unser Tarifsystem steht für die noch immer tief verankerte Benachteiligung von Frauen in unserer Gesellschaft, der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen und ebenso ihrer durchwegs weiblichen Hebammen.

Ich bin noch immer der Überzeugung, dass jede Frau ihre eigene Hebamme verdient. Ich mag noch immer nicht glauben, dass das in Österreich nicht möglich

ist. Mit jeder weiteren unbesetzten Kassenstelle verlieren genau diejenigen Frauen den Zugang zu Hebammenbetreuung, die sie am dringendsten brauchen: die Familien, wo Stillerfolg nicht nur gesundheitliche Weichenstellung ist, sondern finanzielle Notwendigkeit. In denen es viele, viele Besuche braucht, um ganz, ganz kleine Schritte zu setzen. Wo der eigentliche Erfolg der Wochenbettbetreuung darin besteht, dass sich die Eltern entschließen, ab jetzt nicht mehr in der Wohnung zu rauchen oder das Butzi nicht mehr Richtung Fernseher hinzulegen.

Wir arbeiten trotzdem weiter. Immer optimistisch setzen wir unsere Hoffnung in die nächste Gebührenverhandlung und dann wieder in die nächste. Denn das ist das Dilemma: wir kennen den Preis der Dinge und wissen, er ist zu niedrig. Aber wir kennen auch ihren Wert.

Und wenn jemand fragt, warum wir das machen, ob das alles dafür steht? Dann sagen wir: Ja. Ja, das tut es.